

Atia Abawi
Der geheime Himmel

© Conor Powell



Atia Abawi, als Kind afghanischer Eltern in Deutschland geboren, wuchs in den USA auf. Bereits als Schülerin wusste sie, dass sie einmal Journalistin werden wollte. Sie berichtete u. a. fünf Jahre lang als Auslandskorrespondentin für verschiedene amerikanische Fernsehsender aus Kabul. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Jerusalem. ›Der geheime Himmel‹ ist ihr erster Roman und basiert auf ihren

Erfahrungen, die sie in Afghanistan gemacht hat; er fand sofort breites Interesse in den Medien und wurde sehr positiv besprochen.
www.atiaabawi.com

Bettina Münch arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Atai Abawi

Der geheime Himmel

Eine Geschichte aus Afghanistan

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Münch

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Die Übersetzung des Werkes wurde von der Kunststiftung
Nordrhein-Westfalen und dem Europäischen Übersetzerkollegium
in Straelen gefördert.



Ungekürzte Ausgabe

2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH und Co. KG, München

© 2014 Atia Abawi

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Secret Sky.

A Novel of Forbidden Love in Afghanistan‹,

2014 erschienen bei Philomel Books

This edition published by arrangement with Philomel Books, a division of
Penguin Young Readers Group, a member of Penguin Group (USA) LLC,
a Penguin Random House Company.

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH und Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung
des artworks von Semadar Megged

Gesetzt aus der Fairfield LT

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71753-3

Für die Menschen, die mich die Liebe
– in all ihren Formen – gelehrt haben:
meine Eltern Wahid und Mahnaz, meinen Bruder Tawab
und meinen Mann Conor, den zu finden mir bestimmt war.

Sieh, das ist Liebe: himmelwärts zu fliegen,
in jedem Nu die Schleier zu besiegen,
im ersten ganz den Atem anzuhalten,
im letzten dann den Fuß zurückzuhalten.*

Dschelaluddin Rumi

* Quelle: Schimmel, Annemarie (Hg.): Dschelaluddin Rumi: Sieh! Das ist Liebe. Gedichte. Aus dem Persischen von A. S. Mit Illustrationen von Ingrid Schaar. Basel: Sphinx 1993.



Einführung

Ich war noch im Bauch meiner Mutter, als meine Eltern und mein zweijähriger Bruder mit zwei Koffern und nicht mehr Geld, als sie in den Taschen hatten, Afghanistan verließen. Ihre anstrengende und nervenaufreibende Flucht aus Kabul begann an einem glühend heißen Sommertag während des Krieges gegen die Sowjetunion. Ihr Flugzeug wurde noch auf dem Rollfeld gestoppt, dann marschierten kommunistische Polizisten stundenlang in den Gängen auf und ab, ehe die Maschine schließlich starten durfte. Über Moskau gelangten sie ans Ziel ihrer Reise, nach Westdeutschland. Einen Monat später kam ich zur Welt und ein Jahr darauf zogen wir in die Vereinigten Staaten. Ich bin voller Dankbarkeit und Bewunderung für meine Eltern, die den Mut hatten, alles, was ihnen vertraut war, hinter sich zu lassen, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen.

Ich wuchs mit den Erinnerungen meiner Eltern an ein Land auf, das sie verzweifelt wiederzusehen wünschten. In den Achtzigerjahren begannen viele ihrer Sätze mit den Worten »Wenn wir zurückkehren ...«. Sie meldeten meinen Bruder und mich sogar zum Samstagunterricht in einer

afghanischen Schule an, weil sie fanden, dass wir wenigstens *eine* afghanische Sprache lesen und schreiben können sollten nach unserer Rückkehr. Unser Leben zu Hause richteten sie an afghanischen Traditionen aus, während sie uns gleichzeitig gestatteten, draußen in die neue Kultur einzutauchen. Die glühenden Schilderungen meiner Mutter über Afghanistan und seine ethnische Vielfalt erschufen in mir das Bild eines Schlaraffenlandes, dessen über alle Landesteile verstreute Volksstämme es mit mannigfaltiger Schönheit und Freundlichkeit erfüllten. Erst als ich älter wurde, las ich von den ethnischen Spaltungen und blutigen Rivalitäten. Und diese Wahrheit kam mir fast wie Betrug vor.

Als die Jahre vergingen und in Afghanistan ein Krieg in den nächsten überging, hörten mein Bruder und ich die Worte »Wenn wir zurückkehren ...« schließlich gar nicht mehr. Ich sah die Verzweiflung in den Augen meiner Eltern, wenn sie die Nachrichten verfolgten und mit ansahen, wie das Land, das sie liebten, Abend für Abend in Trümmern versank. Es ist schwer, die Träume der eigenen Eltern vor seinen Augen zerrinnen zu sehen. Ich hörte zu, wenn ihre Freunde bei zahllosen Tassen grünem Tee mit einer Prise Kardamom über eine Situation diskutierten, von der sie wussten, dass sie viel zu weit weg waren, um irgendetwas bewirken zu können. Eine Szene, die sich rund um den Globus in den Heimen der meisten Exilafghanen abspielte.

Mit der Invasion der Vereinigten Staaten im Jahr 2001 wurde das Land schließlich auf der ganzen Welt wieder zum Gesprächsthema und nicht mehr nur in afghanischen Haushalten. Ich fuhr 2005 das erste Mal nach Afghanistan, um

einen Dokumentarfilm zu drehen, und ich hoffte, ein Land im Wiederaufbau vorzufinden. Was ich fand, war ein Museum aus Kriegsüberbleibseln: sowjetische Panzer, die auf dem Flughafen von Kabul noch immer das Rollfeld säumten, verkehrte und von den Kämpfen zermürbte Männer und Frauen und Horrorgeschichten von jenen, die die Jahre der Barbarei zwischen den Kriegen überlebt hatten. Ich hörte unzählige Geschichten von Zerstörung und Triumph. Obwohl die Menschen erschöpft waren, hofften sie weiter darauf, dass sich die Dinge bessern würden. »Schlechter kann es kaum werden«, sagten sie. Während dieser fünfwöchigen Reise hatte ich die unglaubliche Gelegenheit, mich einige Zeit in einem abgelegenen kleinen Dorf in Zentralafghanistan aufzuhalten, abgeschnitten vom Rest des Landes und dem Einfluss der Regierung. Es war ein Dorf, das nur dank des Einsatzes seiner Bewohner überlebte, die sich aus Paschtunen und Hazaras zusammensetzten; ein Dorf ganz ähnlich wie jenes, das ich in diesem Buch beschreibe.

2008 übersiedelte ich ganz nach Afghanistan, zunächst als Fernsehkorrespondentin für den Sender CNN, dann für NBC News. Ich tauchte ein in das Land und mischte mich unter seine Menschen. Auch wenn ich aus Afghanistan stamme und die Sprache spreche, war mir bewusst, dass ich eine Außenstehende bin; mein Anliegen war es, jene zu Wort kommen zu lassen, die keine Möglichkeit hatten, mit einer Welt, die sich nun in ihre Geschichte einmischte, in Verbindung zu treten. In den mehr als vier Jahren, die ich dort verbrachte, zeigten sich mir das Leben von seiner wunderbarsten – und der Tod von seiner schrecklichsten Seite. Ich

begriff schnell, dass Afghanistan ein Land voller Widersprüche ist, erfüllt von unvorstellbarer Schönheit und unfassbarer Hässlichkeit. Ich habe dort gute Menschen getroffen, die sinnlos getötet wurden, und schlechte, die davonkamen, obwohl sie viele andere auf dem Gewissen hatten. Es gab Zeiten, in denen mein Leben von Menschen bedroht wurde, die ich gar nicht kannte, und andere Zeiten, in denen die Bedrohung von jenen ausging, die ich nur allzu gut kannte. Tagtäglich sah ich das Leben von seiner schönsten und von seiner schrecklichsten Seite.

Trotz der Not und Verzweiflung, die Afghanistan im Laufe dieser Jahre erlebt hat, bin ich der Meinung, dass dem Land ein kaum zu beschreibender Zauber innewohnt. In der Zeit, die ich dort gelebt, den Geschichten gelauscht und das Leid mit angesehen habe, hat es mir fast das Herz zerrissen. Dennoch glaube ich fest daran, dass Gottes Wege unergründlich sind. Mir hat er in Afghanistan das größte Geschenk von allen gemacht: nämlich Liebe. Die Liebe einer Familie, die floh, um mir ein besseres Leben zu gewähren, und schließlich die Liebe eines Ehemannes, der mir begegnete, als ich von einem erschütternden Krieg berichtete. Diese Liebe hat meinem Herzen geholfen zu heilen.

Dieser Roman basiert auf meiner Zeit in Afghanistan, den Städten und Dörfern, die ich gesehen habe, den Leuten, denen ich begegnet bin, und der Hoffnung vieler auf eine hellere Zukunft. Ich habe, so gut ich es vermochte, reale Erfahrungen beschrieben, weil ich meinen Lesern Einblick in eine wunderschöne und tragische Welt geben wollte, die so vielen verborgen ist. Afghanistan ist ein großes Land mit Mil-

lionen von Menschen, die sich sowohl in ihren Ansichten als auch in ihrem Glauben unterscheiden, und die Lebensweisen vieler weichen erheblich von jenen ab, die ich in diesem Roman dargestellt habe. Auch wenn es sich um eine erfundene Geschichte handelt, wurde sie von wahren Begebenheiten und echten Menschen beeinflusst. Ich hoffe, sie berührt eure Herzen ebenso, wie die Menschen, die mich zu dieser Geschichte inspirierten, meines berührt haben.

Atia Abawi

Juni 2013

Jerusalem



Erster Teil

Eins

FATIMA

Ich kenne diesen ausgetretenen Pfad besser als mich selbst. Während ich durch den nussfarbenen Dunst laufe, schmecke ich den salzig bitteren Geschmack des verdorrten Bodens, der mir über die Luft in den Mund dringt. Schon als Kind habe ich immer versucht, ganz vorn zu laufen, damit sich der Staub nicht auf meine Kleidung legt. Es gibt nichts Schlimmeres als den Geruch von Erde, der an den Kleidern haftet, wenn man abends auf seiner Matratze liegt und einschlafen will. Er lässt einen nicht los und schleicht sich in die Träume.

Dennoch tröstet mich der Pfad. Er ist mir vertraut. Die neuen Kurven meines Körpers sind mir fremder als seine Biegungen.

Ich schaue an mir herab und bin froh, dass ich mich unter einem übergroßen *payron** verstecken kann. Ich beneide meine dreijährige Schwester Afifa. Sie muss sich keine Gedanken darüber machen, was es heißt, eine Frau zu werden. Zumindest noch nicht. Ich drehe mich um und sehe, wie sie

* *Wörterklärungen finden sich am Ende des Buchs.*

hinter mir in meine Fußspuren springt, ebenso sorglos, wie ich es einmal war.

»Was machst du da, du verrücktes Mädchen?«, fragt meine beste Freundin Zohra meine kleine Afifa.

»Ich springe, damit ich nicht ertrinke!«, sagt diese entschieden und streckt die Zunge seitlich aus dem Mund, als sie auf dem nächsten Fußabdruck landet.

»Ertrinken? In was? Wir laufen über Erde.« Zohra schüttelt den Kopf.

»Nein, das ist ein Fluss!«, erwidert Afifa. »Und Fatos Spuren sind die Steine, auf die ich springen muss, damit ich nicht ertrinke!«

»Also gut, du *dewanagak*«, sagt Zohra lachend. »Deine Schwester hat wirklich eine blühende Fantasie, Fatima. Ich glaube nicht, dass wir in ihrem Alter so einfallsreich waren.«

»Ich glaube schon, dass wir das waren«, erwidere ich. »Ich zumindest. Du hast dich immer vor allem gefürchtet, selbst vor deinem eigenen Schatten.« Ich muss lachen.

»Was weißt du schon?«, schmolzt Zohra, wie erwartet. Das Beste daran, sie zu ärgern, ist, dass sie furchtbar schlecht dagegenhalten kann. Sie ist aus vielen Gründen meine beste Freundin und das ist definitiv einer davon.

Ich lache weiter vor mich hin und schließlich stimmt auch Zohra ein. Sie konnte mir noch nie lange böse sein, selbst wenn ich es verdiene.

Wir haben den Brunnen fast erreicht, als der Baumstamm vor uns auftaucht. Wir kommen fast täglich an ihm vorüber, und er erinnert mich jedes Mal daran, wie das Leben war, als wir Dorfkinder unsere Tage noch damit verbrachten, zusam-

men zu spielen. Meine Mutter meint, für ein Mädchen mit meiner Figur gehöre es sich nicht mehr, draußen herumzulaufen und zu spielen, die Leute würden es für unanständig halten. Aber selbst wenn sie mich ließe, ist niemand mehr übrig, mit dem ich über die Felder laufen könnte. Die meisten Mädchen in meinem Alter dürfen das Haus nicht mehr verlassen, und die Jungen haben angefangen, ihren Vätern auf den Feldern oder im Laden zu helfen.

Zohra und ich dürfen uns noch besuchen, aber selbst mit ihr ist es nicht mehr so, wie es einmal war. Sie will nicht mehr herumrennen; sie sitzt lieber da und flicht mir die Haare, während sie mir Dorfklatsch erzählt.

Zum ersten Mal im Leben fühle ich mich allein. Einsam. Obwohl meine kleinen Brüder und meine Schwester ständig um mich herum sind, ist es, als würde ich nicht länger zur Familie gehören – zumindest nicht dieses neue Ich: dieses bizarre, kurvige, erwachsene Ich. Das Gefühl des nirgendwo Dazugehörens erfüllt mich mit einer Leere, die ich niemandem erklären kann, nicht einmal Zohra. Im Gegensatz zu mir scheint sie all die Veränderungen zu begrüßen.

Ich wünschte, ich könnte wie dieser Baumstamm sein. Er war schon immer so, wie er jetzt ist: groß genug, um den kleinen Hinterteilen von einem guten Dutzend Kindern Platz zu bieten, die sich dicht zusammendrängen. Wir hockten da und ruhten uns aus vom Toben im Dorf, teilten Leckereien, wenn wir welche hatten, und kauten die Nüsse und Maulbeeren, die wir im nahen Wald gepflückt hatten.

»Was lächelst du denn so?«, unterbricht Zohra meine Gedanken.

»Nichts. Ich habe nur gerade daran gedacht, wie wir früher rund um diesen Baumstamm gespielt haben«, sage ich, während mein Lächeln erlischt. »Er sieht so traurig aus ohne uns.«

»Du bist diejenige, die wegen einem Stück Holz ein trauriges Gesicht macht«, erwidert Zohra. »Außerdem glaube ich nicht, dass wir auf diesem Ding heute noch alle Platz hätten. Unsere Hintern sind ein bisschen größer geworden, falls dir das noch nicht aufgefallen ist.« Sie grinst. »Ich weiß noch, wie Rashid das Ding beim Beerenpflücken im Wald gefunden hat und wir es hierherrollen mussten. Ich glaube, mein Kreuz hat mir das bis heute nicht verziehen!« Zohra fasst sich theatralisch an den Rücken und beugt sich vor wie eine alte *bibi*, wobei sie ihrer Großmutter tatsächlich sehr ähnlich sieht.

Obwohl es eine Ewigkeit her ist, erinnere ich mich noch genau an diesen Tag. Alle zusammen hatten wir diesen Holzklotz vor uns hergerollt. Es war ein anstrengendes Unterfangen, und keiner von uns hatte geglaubt, dass wir es schaffen würden, bis auf Samiullah, dessen Familie der Brunnen und die dahinterliegenden Felder gehören. Er wusste, dass wir es schaffen konnten. Kaum waren wir ein paar Schritte vorangekommen, wollte irgendeiner aufhören. Doch Samiullah ließ es nicht zu. Er feuerte uns pausenlos an weiterzuschieben.

Er war immer der Anführer unserer kleinen Bande von Dorfkindern gewesen. Einige Familien erlaubten es ihren Kindern nicht, mit uns zu spielen, weil wir eine gemischte Gruppe waren – paschtunische und hazarische Kinder, die